

5.

Herrscher in Frührente

Die Bediensteten der Pensionsversicherungsanstalt der Angestellten hatten an diesem 23. April 1989 schon beim ersten Anblick des Kolosses, der sich zu ihnen bewegt hatte, Verständnis für seinen Wunsch, in Frühpension zu gehen. Die Beamten rieten Fenz, vorerst in einen längeren Krankenstand zu gehen und während dieser Zeit die erforderlichen Untersuchungen über sich ergehen zu lassen. Unter anderem mußte sich Fenz beim Institut für Klinische Psychologie, Heilpädagogik und Berufspsychologie in der Liebiggasse vorstellen, betrieben von Margareta Kohlmann-Joss und Thaddäus Kohlmann. Die Ärztin bat Fenz zum Rorschach-Test; und dabei erblickte er in einer der allerletzten Tafeln mit den Farbkleckschen, die ihm zur Assoziation vorgelegt wurden, Ayatollah Khomeini. »Wo sehen Sie da den Khomeini?«, fragte die Psychologin, und Fenz deutete auf einen daumennagelgroßen Fleck inmitten eines größeren Tintenkleckses: »Da, da drinnen sitzt er, sehen Sie ihn nicht?« Unzählige Male erzählte er, als er für die Medien bereits interessant war, diese Geschichte vom Ayatollah im Tintenklecks. Sie wurde ein Schlager im Repertoire Hermes Phettbergs.

Am 5. Januar 1990 kam der Bescheid. Mit Rückwirkung vom 1. Dezember 1989 war Josef Fenz Frühpensionist.

Natürlich ließ er sich – im April 1990 – von Margareta Kohlmann-Joss, weil der Originalbericht der Pensionierungsdiagnose ein Amtsgeheimnis war, ein Gutachten über seine psychologische Verfassung erstellen – und damit ein weiteres Kapitel im Seelenbuch des Josef Fenz, das ihm die eigene Persönlichkeit erläuterte. Das Gutachten enttäuschte ihn nicht.

Josef Fenz hatte demnach einen Intelligenzquotienten von 118 und war »intellektuell gut begabt«. Der Rorschach-Versuch ergab

»das Bild einer affekt- und stimmungslabilen sowie aggressionsgespannten und überaus sensitiven Persönlichkeit«. Ein anderes Experiment – »Minnesota-Multiphasic-Personality-Inventory« – beschrieb ihn so: »Sensibel, idealistisch, kulturelle und ästhetische Interessen, kreativ, kontaktfreudig, angenehm im Umgang mit anderen, intelligent, gutes Selbstverständnis«, aber auch »ängstlich, gespannt, besorgt, leicht zu verunsichern, gewissenhaft, sorgfältig, eventuell zwanghaft, gehemmt«; ferner diagnostizierte Kohlmann-Joss »Mangel an Selbstvertrauen und Initiative«, »pessimistische Grundhaltung«, »überdurchschnittliche Tendenz zur Manie und Depressivität« und einen Interessenschwerpunkt »in Verrechnung und Verwaltung sowie Literatur und Sprache«. Ihr Schluß: »Es wird das Bild einer beträchtlichen Persönlichkeitsstörung geboten, doch fehlen Hinweise auf psychotische Radikale.«

Der Tabernakel des letzten Geheimnisses

Als Josef Fenz noch hoffen durfte, eines Tages zum Priester geweiht zu werden, hatte er einen Traum: »Eines Tages, so tröstete ich mich, würde sich mir, wenn ich Priester bin, ein riesengroßer Tabernakel eröffnen, und daraus würde ich dann ein Kuvert nehmen. Ich würde es öffnen und darin das letzte Geheimnis finden, den endgültigen Gottesbeweis. Das würde aber nur mir als Geistlichem passieren, und ich müßte das Geheimnis für alle Zeiten bewahren, damit im Volk der Glaube als Leistung erhalten bliebe, damit also das Volk richtig schön weiterglauben könne. Nur ich wüßte als Priester davon, um die Menschen in der Schwebel der Hoffnung halten zu können.«

Die Sache mit Gott wurde nichts, und Fenz übertrug seine große Hoffnung auf die Psychoanalyse. »Sigmund Freud«, sagt Phettberg heute, »war mein Nachfolgeprojekt zu Gott, und nachdem ich ja nie mit dem Katholizismus brechen konnte und wollte, wurde die Analyse zum großliturgischen Ereignis, zur letzten Zuflucht.«

Fenz fand diese vermeintliche Zuflucht bei Kenneth Thau, einem Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, der in der Hörlgasse, einer Parallelstraße zu Sigmund Freuds berühmter Berggasse, ordinierte. Fenz besuchte Thau von Februar 1989 an viermal wöchentlich.

Die Analyse war von Anfang an zum Scheitern verurteilt. In einem Befund über die psychische Verfassung seines Patienten schrieb Thau am 13. Dezember 1990, gegen Ende der Behandlung: »... daß bei dem Patienten eine frühe orale Störung im Sinne einer Charakterneurose vorliegt. Er war nur bedingt in der Lage, das für die Psychoanalyse notwendige Arbeitsbündnis einzugehen. Ab dem Zeitpunkt der vom Patienten selbst angestrebten Berentung wegen Berufsunfähigkeit handelte es sich nur noch um eine Widerstandsanalyse. (...) Schließlich konnte ich mit November d. J. die Fortführung einer klassischen Psychoanalyse nicht länger verantworten.«

Was war in dieser Zeit passiert? Strebte Fenz denn wirklich eine Verbesserung seiner psychischen Situation an, oder war die Analyse am Ende gar bloß eine private aktionistische Performance? Sie war wohl eine Mischung aus beidem.

Einerseits war Fenz ein Mensch von geringer Sozialisation, wie er sich heute noch beschreibt, und erblickte in den Terminen bei Thau zunächst einen Funken von geregelterm Leben. Phettberg sagt deshalb, er sei »statt zu leben, in die Analyse gegangen, und habe sie daher lieber gleich zu meinem Leben erkoren, um eines zu haben«. Hätte Thau ihn nicht eines Tages hinausgeworfen, so hätte er sicher noch viel länger sein »Theater gehabt«. Andererseits erwartete Fenz natürlich auch eine gewisse Wirkung, allerdings in der Form, daß man eine Droge schluckt, einige Zeit wartet und dann den großen Flash kriegt, ohne selbst mehr beitragen zu müssen.

So war er etwa im Herbst 1990 noch immer nicht in der Lage, die elementarsten Erfordernisse seines Lebens zu erfüllen. Die Wohnung in Wien-Gumpendorf schwoll beständig an, der Berg von Plastiksäcken wuchs und ebenso ein Haufen unerledigter Korrespondenzen und Rechnungen, der sich in einem der drei Zimmer bildete. Alle diese Zettel packte er eines Tages in einen Koffer, ging zu Thau und leerte sie ihm vor die Füße. Er habe dem Analytiker, hielt er ihm vor, bereits fast das ganze Haus seiner Großmutter an Honoraren hiergelassen, und die Zettelwirtschaft sei noch immer nicht in Ordnung. Diesen Vorfall meinte Thau vor allem, als er von »Widerstandsanalyse« sprach.

In einer Dezembersitzung verweigerte Fenz überhaupt das Ge-

spräch; er hielt dem Analytiker bloß einen Zettel hin, auf den er mit schwarzem Filzstift gekritzelt hatte: »Ich fühle mich hier gedemütigt, entwürdigt und entmenschet. Deshalb rede ich nichts mehr mit Ihnen.«

Ende März 1991 tauchte der Patient ein allerletztes Mal bei Kenneth Thau auf und stellte ihm noch ein paar drängende Fragen. Der Analytiker hatte das Ende des gescheiterten Bündnisses mit dem Satz verlautbart: »Wo ich aufschneide, finde ich Metastasen« – ein Zitat, das Phettberg später naturgemäß in seine offizielle Biographie aufnahm. Die letzte Frage von Josef Fenz diente dann nur mehr dazu, sich zu vergewissern, ob er durch Thaus Hinauswurf nicht womöglich einen psychologisch geführten Krieg verloren hätte: »Sie können mir aus der wirklichen Ehrlichkeit Ihres Analytiker-Unterbewußtseins versichern, daß der Hinauswurf kein Racheakt ist?« Die knappe Antwort: »Ja.«

Permanent verfügbar

Im Spätsommer 1990, noch während der Besuche bei Thau, wurde Fenz die »Libertine Sodomasochismus-Initiative« immer fremder, und Anfang 1991 trat er schließlich aus. Sie sei, argumentierte er gegenüber dem *Falter*, zu einer Art »spießbürgerlichen Peepclub« gekommen und längst nicht mehr das, was beabsichtigt war; nämlich eine »nichtsexistische libertine Denkwerkstatt über die individuellen und gesellschaftlichen Möglichkeiten der Libertinage«. Zu diesem Zeitpunkt allerdings war Fenz, wie der *Falter* konstatierte, bereits »stadtbekannt« geworden. Seine »Erste Verfügungspermanenz« vom 17. bis 31. Oktober 1990 hatte einiges Aufsehen erregt und sogar zu Berichten in etablierten Medien geführt.

Gemeinsam mit dem Fotografen Walter Reichl erarbeitete der »Herrscher in Frührente«, als den er sich in seiner offiziellen stichwortartigen Autobiographie bezeichnet, für die Ausstellung »Erotik-Kreativ« im Wiener WuK das »Projekt Manfred Strill«. 16 Tage lang hing und lag Fenz in einem Raum und stand dabei, wie in der Projektbeschreibung zu lesen steht, »rund um die Uhr für alle jederzeit zur willkürlichen Benützung oder Verfügung«.